

Ernste Weihnacht – tapfere Weihnacht

Folgt das Abendland seinem Schicksalsstern?
Eine Weihnachtsbetrachtung von Stefan Andres (1952)

Drei Schätze hüte ich und halte ich hoch: Die Liebe, die Genügsamkeit und die Demut.
LAOTSE

Jeder, der die Zeichen der Zeit zu lesen versteht, weiß es: dieser Weihnachtsstern unseres Jahrhunderts leuchtet in eine dunkle Menschenstunde hinein. Nicht nur Leben und Besitz – alles steht auf dem Spiel. Nämlich nicht nur unsere Zukunft, sondern auch unsere Vergangenheit; nicht nur unser persönliches Werk, sondern auch jene uns überlieferten überpersönlichen Ziele und Aufgaben, wie sie für uns in dem Wort Abendland beschlossen sind. Es ist kein Verstoß gegen das Ritual des Friedensfestes, diesen Sachverhalt in brutaler Deutlichkeit auszusprechen. Stehen wir doch an der Krippe, an jenem Ort, wo unser Stern und damit unsere Berufung begann: denn ohne die Botschaft von Bethlehem – wer wollte es leugnen! – gäbe es kein Abendland. So geziemt es uns, in der Erhellung jenes Lichtes, das uns auf dem Weg in die Geschichte vorausging, ohne jede Angst zu erwägen, ob nicht etwa die Stunde gekommen ist, da es uns genommen wird; und zu erwägen: ob das Abendland nicht etwa nur noch eine Fiktion sei, die keine Begegnung mit der Wirklichkeit mehr erträgt.

Gott schickt keine Legionen, seine Provinzen zu verteidigen. Nordafrika, der blühende Garten der Christenheit, fiel dem Islam beim ersten Sturm wie eine reife Frucht in den Schoß. Jene Ordnungen und Bereiche, die sich als Gottes ureigenste Provinzen bezeichnen, müssen als solche erkannt, von der Wahrheit anerkannt werden, dann bedarf es keiner rettenden Wunder. Solange das Abendland sich als Hort der Christenheit empfand und verstand, war es einig und war es stark und siegreich, in welcher Gestalt auch Asien seinen Angriff versuchte. Aber kann sich das Abendland noch, ohne schamrot zu werden, zu den Provinzen Gottes rechnen? – das heißt: ist seine Gesellschaft auf dem Grunde der Gerechtigkeit, Toleranz und Freiheit aufgebaut? Wer glaubt, diese Fragen, wenn auch mit einem gewissen Zögern, bejahen zu können, der frage sich einmal, warum denn beinahe alle Kolonialvölker zu jedem Opfer entschlossen sind, um ihren weißen Herrn loszuwerden? Doch sicherlich nicht, weil der Abendländer die Bergpredigt exportierte und die Liebe, die Genügsamkeit und die Demut ihnen vorgelebt hätte! Nein, der Abendländer kam als tüchtiger Mann, als schlauer Händler, als brutaler Machtmensch, als überheblicher Prophet der technischen Zivilisation. Die Antwort darauf konnte nicht ausbleiben.

Wir hatten genügend Propheten, die uns warnten, Politiker jedoch denken nicht an den Beifall der Enkel, sondern an den Börsenkurs und die Leitartikel des nächsten Tages. So häufen sich in den Staatsgeschäften die Rechnungen der Erfolgslieferanten, die zuerst niemand bezahlen will, bis eines Tages sie niemand mehr bezahlen kann. Dann vererben sie sich wie Geldschulden, bis der Tag kommt, da der Gläubiger sich stark genug fühlt. Dieser Tag ist da: das christliche Abendland ist vor die Gläubigerversammlung der Welt zitiert, wenn es auch noch Träumer und Ahnungslose unter uns gibt, die glauben, wir seien es, welche die anderen zitieren könnten. Solche Leute berufen sich einseitig auf die materielle Macht, auf ihre intellektuelle Überlegenheit oder gar nackt und brutal: auf den stärkeren Tod in den Zerstörungspotenzen der technischen Zivilisation.

Wer so denkt und wertet, der gehört zu den Feinden der Christenheit. Der Christ weiß zwar, dass der Friede von Bethlehem unter Umständen mit dem Schwert geerntet werden muss; aber er weiß auch, dass dieser Friede nur auf jenem Feld wächst, wo Gott und Mensch sich als Schöpfer und Geschöpf liebend begegnen. Zu dieser Begegnung mit dem Urgrund alles Guten führt allein der gute Wille. In dieser Angel ist die Engelsbotschaft aufgehängt. Denn Gott erreicht uns nicht übers Ohr, nicht über das Gefühl, sondern über das „Herz im Herzen“, wo wir ja und nein sagen und uns entscheiden. Der trockenwortige Weise von Königsberg meint eben dasselbe innerste Zentrum der Person, welchem die Engel ihr Friedensangebot gemacht haben und durch die Jahrtausende machen, wenn er sagt: „Es

ist überall nichts in der Welt, ja auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden – als allein ein guter Wille.“

Gelingt es dem Abendland, seinen guten Willen dem Engel der Botschaft darzubieten, dann hat die Kraft Gottes eine Handhabe. Denn dieser gute Wille führt geradewegs in die Tat. Ob wir seine Früchte mit den Worten Christi oder denen Laotses umschreiben, sie sind immer die gleichen – ein Zeichen dafür, dass die Menschen, kämen sie auch von den vier Windrichtungen des Himmels vom guten Willen geführt aufeinander zu, sich treffen und verstehen müssten.

„Die Liebe macht, dass man mutig sein kann;

Die Genügsamkeit macht, dass man weitherzig sein kann;

Die Demut macht, dass man fähig wird zum Herrschen.“

Diese Worte Laotses, die fast ein halbes Jahrtausend vor der Nacht der Engelsbotschaft niedergeschrieben wurden, müssten uns die Allgemeingültigkeit der christlichen Forderungen an den Menschen bestätigen. Die Ansprache Gottes durch den Mund der Künder richtete sich stets zunächst an den einzelnen Menschen. Aber indem eine hinreichende Anzahl von einzelnen die Botschaft annimmt, entsteht jene der Wahrheit geneigte Öffentlichkeit, ohne die eine Verwirklichung der Botschaft im Alltag schwer, ja fast unmöglich ist. Mehr aber noch, viel mehr als diese friedliche Toleranz gegenüber der Verkündigung ist das, was wir in der Idee der Christenheit verehren. Christenheit – das ist eine Lebens- und Todesgemeinschaft von vielen Völkern, die das Gemeinschaftliche ihres Glaubens und Wertens höher schätzen als die Verschiedenheit ihres Herkommens, ihrer Rasse, ihrer Kultur, ihrer politischen Geschichte. Solange nicht die zeitlichen Ziele der nationalen Politik von der großen, allgemeinen Hoffnung der Gerechtigkeit und Liebe bestimmt werden, sind Einzelziele, mögen sie sogar ein christliches Gepräge haben, vom Nationalismus, also von Angst, Misstrauen, Gier und Hochmut bestimmt und mithin antichristlich.

Der Stern von Bethlehem verlangt darum nicht nur vom einzelnen, sondern auch von den Ständen und Parteien, von Konfessionen und Kirchen, ja sogar von den Völkern:

Liebe, die mutig, Genügsamkeit, die weitherzig, und Demut, die fähig zum Herrschen macht.

Ob das Abendland seinem Schicksalsstern folgt, oder ob es bestimmt wird von Angst, Gier, Gewaltsamkeit und Verblendung – das steht nicht bei den Engeln von Bethlehem, auch nicht allein beim einzelnen Menschen, sondern bei jener allgemeinen und geheimen Abstimmung, die innerhalb des heutigen Abendlandes über die Botschaft von Bethlehem im Gange ist.

Quelle: Kirchenzeitung Erzbistum Köln, 20. Dezember 1974